

Schillers *Wilhelm Tell* und dessen Entstehungsgeschichte

Wang Min

(Nanjing)

Friedrich Schiller hat in seinem kurzen Leben eine ganze Reihe von Dramen geschrieben, von denen *Wilhelm Tell* wohl das populärste ist. Es ist „bis heute ein beliebtes und oft aufgeführtes Stück im Spielplan deutschsprachiger Bühnen geblieben.“¹ Das Schauspiel erhielt auch dadurch einen festen Platz in der deutschsprachigen Bildung und Kultur, daß es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zum festen Bestandteil der Schullektüre wurde und eine große Zahl von Versen aus ihm zu geflügelten Worten wurden. Die Anerkennung, die das Werk seinerzeit fand, wurde von der Nachwelt bestätigt: zahlreiche Übersetzungen ins Dänische, Italienische, Französische, Englische und auch ins Chinesische machten den schweizerischen Nationalhelden in Schillers Darstellung bald auch einem internationalen Publikum bekannt.

Wenig bekannt ist dem heutigen Leser allerdings der Sachverhalt, daß *Wilhelm Tell* ein umstrittenes Stück gewesen ist. Die Urteile literarisch bedeutender Zeitgenossen Schillers über das Werk waren sehr divergent. Sie reichten von Begeisterung und Hochschätzung über vorbehaltliche Akzeptanz bis zu starker Skepsis und Einwänden. Repräsentativ dafür waren die Kritiken August Wilhelm Schlegels (1767-1845), Ludwig Tiecks (1773-1853), Ludwig Börnes (1786-1837) und Joseph von Eichendorffs (1788-1857):

Das letzte von Schillers Werken, *Wilhelm Tell*, ist meines Erachtens auch das vortrefflichste. Hier ist er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu und [...] von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit.²

Wie sehr der Dichter [Schiller] sich in diesem Werke als Meister zeigt, als ein Virtuose, den das Schwierigste nicht mehr in Verlegenheit setzt, sodaß er im Gegentheil dieses, ja selbst das Unmögliche, aufsucht, um die Sicherheit seiner Kunst zu beweisen, bedarf für den Kenner keiner Erörterung. - Die Handlung des Schauspiels ist mehr eine scheinbare, als wirkliche, und die Abenteuer des Tell selbst scheinen dem Dramatiker völlig unbrauchbar. - Am meisten ist vielleicht die Scene des Schusses selbst zu bewundern. Die Steigerung, Hemmung, endlich die That, Alles spannt, rührt, überrascht und erschreckt, und das Zielen, Schießen, das in der, vor

¹ Josef Schmidt, *Wilhelm Tell*. Stuttgart 2003, S. 94.

² August Wilhelm Schlegel, *Kritische Schriften und Briefe*, hg. von Edgar Lohner, Bd. VI. Stuttgart 1967, S. 283.

die Augen gebrachten, Abenteuerlichkeit leicht widerwärtig, oder niedrig werden könnte, ist mit wahrer Kunst geadelt.³

Aus Schillers liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüt und seine kleine enge Tat; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. [...]

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben.⁴

Selbst in seinem [Schillers] verhältnismäßig objektivsten Drama, im *Tell*, ist es der abstracten Idee der Freiheit keineswegs genügend gelungen, in persönlichen Gestalten lebendig aufzugehen; es ist eine reflectirte Natur, eine mit fühlbarer Herablassung ins Bäurische übersetzte Rhetorik, wofür besonders Tell's Monolog an der hohlen Gasse bezeichnend erscheint, der mit seiner langen schönrednerischen Entschuldigung dem Morde Geßler's alle Unmittelbarkeit frischer Naturgewalt nimmt, und daher mehr verletzend als versöhnend wirkt.

Auch die *Tell*-Aufführungen wurden von den damaligen verständigen Zuschauern zuerst sehr unterschiedlich rezipiert. Zur Erhellung ihrer Wirkungsgeschichte werden hier einige charakteristische Beispiele angeführt. Das Publikum, das die Aufführungen in Weimar sah, meinte:

Schillers *Wilhelm Tell* ist keines seiner vorzüglichsten Produkte. Durch die Halsstarrigkeit, mit welcher Schiller darauf besteht, den Chor auf der Deutschen Bühne einzuführen, hat er sich selbst die herrlichsten Situationen verdorben, z. B. die Verschwörungs-Szene im Rüdli.

Nach meiner Ansicht ist dieses Schauspiel das vollendetste Kunstwerk, das Schiller geschaffen hat: ich brauche also nicht hinzuzusetzen, daß ich es für etwas sehr Großes halte.

Der Plan ist mit einer Reife der Kunsteinsicht, deren nur das Genie in solchem Grade fähig ist, angelegt und ausgeführt: alles wird darin gut vorbereitet, alles tritt an seinem Orte auf; alles schreitet edel fort und vollendet sich: nirgend eine Lücke, aber auch nirgend etwas Überflüssiges, und gleichwohl überall blühende, üppige Fülle und eine Reihe von Situationen und Momenten, die so schön, so kraftvoll vor die Seele treten, daß man jedes Einzelne fast für das Schönste des Stückes hält, bis das Folgende heraufglänzt und jenes wieder in Schatten stellt. – Die Charaktere sind alle lebendig. [...] Er [Schiller] hat hier eine Welt wahrer, hochherziger, edler Menschen vor uns aufgestellt, – die in ihrer Wahrheit unendlich mehr ergreifen und erheben, als die sublimesten Ideale.

³ Ludwig Tieck, *Dramaturgische Blätter II*, Kritische Schriften, Bd. IV. Leipzig 1852, S. 267f.

⁴ Ludwig Börne, *Sämtliche Schriften*, hg. v. Inge u. Peter Rippmann, Bd. I. Düsseldorf 1964, S. 397ff.

Es giebt wohl nicht leicht einen Geschichtsstoff, dessen dramatische Darstellung größere Schwierigkeiten hätte, als der hier von unserem trefflichen Schiller gewählte. [...]

Nur einem so schöpferischen Dichtergeiste, wie dem Schillerschen, konnte es gelingen, einen so unbequem dramatischen Stoff zu einer, den Forderungen des Drama entsprechenden Dichtung umzuschaffen, und Tells zufälligen Entscheidungstreich, so weit es nur irgend möglich war, in eine dramatische, selbstständige Handlung zu verwandeln. [...]

Schade nur, daß die Ausführung nicht ganz so geschieht, wie es Tells bisher behaupteter Charakter forderte. [...]

Der größte von Deutschlands jetztlebenden dramatischen Dichtern stellte uns endlich auch einen *Wilhelm Tell* auf, und – es ist freilich wenig gesagt – es ist das Beste von allen über diesen Gegenstand vorhandenen Kunstwerken. So viel Mühe aber auch die deutschen Journale sich gaben, dieses Tells Ruhm zu posaunen – in der Schweiz selbst sah man die hochgepriesene Erscheinung, zwar nicht ohne Beifall, aber doch ohne Enthusiasmus an, und fand sie hin und wieder sogar etwas mittelmäßig. [...]

Neue Schweizer-Landschaften auf dem Theater, tobende Seen, Felsen, Donner und Blitz, können allerdings das Auge eine Zeitlang kitzeln; aber man sieht und hört sich endlich an den Künsten des Theatermeisters müde, man wendet sich dem Dichter zu, dieser führt uns aber wieder durch eine bunte Bildergalerie; wir sehn neugierig die Erscheinungen der dramatischen *Laterna magica* vorüberschweben, und tragen zuletzt nichts mit davon, als den dunkeln Abriß einer Schweizer-Geschichte, und die Erinnerung an einzelne meisterhaft ausgearbeitete Szenen.

Hätte sich der Dichter mehr an die Eingebungen seines Genie's, als an die Historie gehalten, er würde ohne Zweifel etwas Vollendetes geleistet haben. [...]

Besonders interessant ist die Entstehungsgeschichte des Dramas. Schillers Arbeit an *Wilhelm Tell* läßt sich anhand von Briefen, Gesprächen und Notizen in seinem Arbeitskalender ganz genau rekonstruieren: Ein Tell-Epos zu schreiben war zunächst (1797) der Plan Goethes gewesen. Dies hatte zu mehreren mündlichen und schriftlichen Gesprächen zwischen den beiden Dichtern geführt. Noch auf seiner Schweizer Reise schrieb Goethe am 14. Oktober 1797 an Schiller:

Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwischen allen diesen prosaischen Stoffen [geschichtliche und erdkundliche Schweizer Eigentümlichkeiten], sich auch ein poetischer hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fest überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß.

Darauf antwortete Schiller einen halben Monat später, am 30. Oktober 1797, von Jena aus:

Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt könnten Sie, nach dem Meister und nach dem Hermann [der Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) und das idyllische Epos *Hermann und Dorothea* (1797)], nur einen solchen, völlig local-charakteristischen Stoff, mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. [...] Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut.

Als Goethe wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sprach er noch des öfteren mit Schiller über das Tell-Epos, ließ dann aber das Vorhaben zugunsten der *Achilleis*, einem anderen Epos, fallen. Spätere Äußerungen Goethes – wie etwa am 6. Mai 1827 im Gespräch mit Eckermann, zeigen, daß er Schiller seinen Tell-Plan anvertraut hatte:

Von allem diesen [Tell und Landschaft der Schweiz] erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand an Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb.

Obwohl die wichtigste Bekanntschaft mit dem Tell-Stoff unzweifelhaft von Goethe vermittelt wurde, dürfen die obigen Aussagen Goethes nur mit Vorsicht aufgenommen werden. Der große Zeitabstand trübte wohl Goethes Erinnerung, denn Schillers ausgedehntes Quellenstudium und die Vielzahl der schriftlichen Vorlagen schränken eine solche Feststellung stark ein.

Die erste nachweisbare Bekanntschaft Schillers mit dem Tell-Stoff bezeugt ein Brief von Schillers späterer Frau, Charlotte von Lengefeld (1766-1809), in dem sie dem Dichter über ihre Lektüre der *Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft* des Schweizer Historikers Johannes von Müller berichtet (25. März 1789 und 8. April 1789). In Verbindung mit persönlichen Erinnerungen an ihre Schweizer Reise ist sie von der Heldenhaftigkeit der alten Eidgenossen tief beeindruckt.

Interessant ist zu wissen, daß Schiller die Schweiz nie gesehen hat. Auch wenn Gespräche mit Nahestehenden wie z. B. seiner Frau und Goethe, welche die Schweiz besucht hatten, seiner dichterischen Einbildungskraft zu Hilfe kamen, so ist der *Wilhelm Tell* doch stofflich zum großen Teil vom Dichter selbst erarbeitet worden. Dabei verbanden sich auf vortreffliche Weise poetische Einsicht mit rastloser Fleißarbeit. Zum Nachweis dieser Feststellung werden im folgenden die von Schiller benutzten Quellen aufgelistet:

- Joh. Gottfried Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Tübingen 1798-1802
- Petermann Etterlyn, Kronika von der loblichen Eidgenoßschaft [...] zum zweyten Mal hg. von Johann Jakob Sprengen. Basel 1752
- Johann Conrad Faesi, Genaue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenoßschaft. Zürich 1766-68
- Johannes von Müller, Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft Erstes und Anderes Buch. Leipzig 1786
- Johann Jacob Scheuchzer, Natur-Geschichte des Schweizerlandes [...], aufs neue hg. [...] von joh[ann] Georg Sulzern. 2 Bde. Zürich 1746
- Johann Jacob Scheuchzer, Natur-Historie des Schweizerlandes [...]. Zürich 1752
- Ägidi Tschudi, Chronicon Helveticum [...] hg. von Johann Rudolf Iselin. Basel 1734-36.

Außerdem steht fest, daß Schiller das berühmte Lehrgedicht *Die Alpen* des Schweizer Arztes und Naturforschers Albrecht von Haller (1708-77) und einige der Gedichte von Friedrich von Matthiesson (1761-1831), die landschaftliche Eindrücke einer Schweizer Reise schildern, sehr schätzte.

Nach längerer Verzögerung entschloß sich Schiller erst Ende Januar 1802, einen *Tell* zu schreiben. In seinem Brief vom 10. März 1802 an Goethe erklärte Schiller selbst, wann und weswegen er zu dieser Entscheidung gekommen war:

Ein mächtigere[s] Interesse als der Warbeck [ein anderer Dramenplan] hat mich schon seit 6 Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar bloß der Moment der Hoff[fn]ung u der dunkeln Ahndung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend, und ich weiß, das ich mich auf dem rechten Weg befinde.

Welches „Interesse“ damit gemeint ist, zeigt ein Brief, den Schiller wenige Tage später, am 16. März 1802, an den Verleger Johann Friedrich Cotta (1764-1832) geschrieben hat:

Können Sie eine genaue SpecialCarte von dem Waldstätensee und den umliegenden Cantons mir verschaffen, so haben Sie die Güte sie mit zu bringen. Ich habe so oft das falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete, daß ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam worden bin, und das Chronicon Helveticum von Tschudi studierte. Diß hat mich so sehr angezogen, daß ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen. Sagen Sie aber niemand kein Wort davon,

denn ich verliere die Lust an meinem Arbeiten, wenn ich zuviel davon reden höre.

Die Arbeit an der *Braut von Messina* nahm das ganze Interesse Schillers im Sommer 1802 in Anspruch, so daß es mit dem *Tell* nicht weiterging. Nach Abschluß der *Braut von Messina* kam der Dichter nach einer einjährigen Unterbrechung im Sommer 1803 endlich zur intensiven Arbeit am neuen Schauspiel.

Der Schauspieldirektor des Berliner Nationaltheaters, August Wilhelm Iffland (1759-1814), der als Autor, Schauspieldirektor und auch Schauspieler sehr erfolgreich war, wollte als Theaterpraktiker Schiller dazu verhelfen, seine Dramen ‚bühnenwirksamer‘ auszuarbeiten, d. h. mit möglichst kas- senfüllenden Theatereffekten zu durchsetzen. Ein Brief Schillers am 22. April 1803 in direkter Bezugnahme auf diese Korrespondenz läßt den bewun- dernswürdigen Standpunkt des Dichters zu der Kunst erkennen:

Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich so gut Geld verdienen möchte als ein anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen [gegen den oben skizzierten Vorschlag] seyn. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Lebenlang nichts thun können, und wenn ich mich also, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künf- tigen Dramen den theatralischen Forderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahin führen, denn ein wirklich vollkommenes drama- tisches Werk muß, nach meiner festen Überzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessieren. [...]

Das Werk wurde am 18. Februar 1804 abgeschlossen. Im Gespräch mit Goe- the und Iffland wurden wegen der Weimarer und der Berliner Aufführung nachher noch einige Umarbeitungen für die Bühnenfassung(en) vorgenom- men, die zum Teil auch in die im Oktober 1804 veröffentlichte Buchausgabe eingingen.

Wilhelm Tell ist das letzte große Schauspiel gewesen, das der Dichter kurz vor seinem Tod am 9. Mai 1805 vollendet hat.